

Missionarisch Kirche sein

Angesichts der gegenwärtigen kulturellen und kirchlichen Entwicklung

Medard Kehl, Frankfurt

I. Neuere Anstöße des kirchlichen Lehramtes zu diesem Thema

Den Titel meines Beitrages habe ich einem Rundschreiben der deutschen Bischöfe vom 26. November 2000 entnommen, das von der Pastorkommission der Bischofskonferenz erarbeitet worden ist: „Zeit zur Aussaat“ – Missionarisch Kirche sein. Ein sehr empfehlenswerter Text! Genau 25 Jahre nach dem inzwischen schon klassischen Basistext zum Thema Mission und Evangelisierung, nämlich der Enzyklika Pauls VI. „*Evangelii nuntian-di*“, und in ausdrücklichem Rückbezug auf ihre Grundaussagen und ihren Aufbau greift das Bischofswort das Thema der missionarischen Sendung der Kirche unter den gegenwärtigen Bedingungen unserer mitteleuropäischen Kultur sehr offensiv und kreativ auf. So schreibt Kardinal Karl Lehmann am Anfang seines Geleitwortes: „Ein Grundwort kirchlichen Lebens kehrt zurück: *Mission*. Lange Zeit verdrängt, vielleicht sogar verdächtigt, oftmals verschwiegen, gewinnt es neu an Bedeutung.“¹ Mission – ein Grundwort kirchlichen Lebens, weil es eben Grundvollzug von Kirche überhaupt ist, sowohl der Universalkirche wie auch der Einzelkirchen vor Ort, gleich unter welchen kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen auch immer. „*Communio und Missio, Gemeinschaft und Sendung* sind immer die zwei Seiten ein und derselben Medaille“;² sie bedingen und befruchten sich gegenseitig. Missionarisch-Kirche-Sein bezieht sich in diesem Rundschreiben (und auch in meinem Beitrag) also v.a. auf die Sendung unserer Ortskirchen im und für den deutschsprachigen Kulturraum.

Die deutschen Bischöfe greifen in ihrem Hirtenwort das gleiche Anliegen auf, das die *französischen* Bischöfe bereits 1996 in ihrem berühmten „Brief an die Katholiken Frankreichs“ unter dem Titel formulierten: „Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft“.³ „*Proposer la foi*“ – den Glauben selbstbewusst und demütig zugleich der gesellschaftlichen Öffentlichkeit anbieten oder vorschlagen als einen Weg, auf dem die persönliche und ge-

¹ Die Deutschen Bischöfe, Nr. 68: „Zeit zur Aussaat“ – Missionarisch Kirche sein (26. 11. 2000), Bonn 2000, 5.

² A.a.O. 6.

³ *Stimmen der Weltkirche*, Nr. 37: *Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft. Brief an die Katholiken Frankreichs*, 1996 (11. 06. 2000), Bonn 2000.

sellschaftliche Suche nach einem menschlich erfüllten Leben zum Ziel kommen kann. Unter dieser Leitperspektive wird nicht nur die Situation der Kirche in Frankreich kurz umrissen, sondern auch der Kerngehalt des christlichen Glaubens (ähnlich wie in der Konzilskonstitution „Die Kirche in der Welt von heute“) in einer sehr ansprechenden und einladenden Sprache entfaltet. Der Brief bietet also bereits ein Modell dafür, wie sich die Bischöfe das „Den-Glauben-Vorschlagen“ denken. Das deutsche Schreiben ist nicht so ausführlich; ihm geht es mehr darum, die Christen und ihre Gemeinden überhaupt zu missionarischem Bewußtsein neu zu ermutigen und mögliche Ansätze heutiger missionarischer Verkündigung hierzulande aufzuzeigen.

Ich möchte jetzt nicht die beiden Rundschreiben im einzelnen vorstellen oder kommentieren. Am *Ausgangspunkt* der folgenden Überlegungen sollen vielmehr eine Feststellung und eine Vision stehen, die Bischof Joachim Wanke aus Erfurt in seinem dem deutschen Rundschreiben beigegeführten Brief über den Missionsauftrag der Kirche für Deutschland formuliert hat. Zunächst seine *Feststellung*: „Unserer katholischen Kirche in Deutschland fehlt etwas. Es ist nicht das Geld. Es sind auch nicht die Gläubigen. Unserer katholischen Kirche in Deutschland fehlt die Überzeugung, neue Christen gewinnen zu können. Das ist derzeit ihr schwerster Mangel. In unseren Gemeinden, bis in deren Kernbereich hinein, besteht die Ansicht, daß Mission etwas für Afrika oder Asien sei, nicht aber für Hamburg, München, Leipzig oder Berlin. Im Normalfall vertrauen wir als Mittel der ›Christenvermehrung‹ auf die Taufe der Kleinstkinder,“ die aber meist nicht „nachhaltig“ Christen werden.⁴ Soweit die Feststellung von Bischof Wanke.

Ich bin nicht sicher, ob sie generell so zutrifft. Zweifellos lässt sich in unserer Kirche keine Aufbruchstimmung oder gar eine Expansionsbewegung feststellen. Das ist auch verständlich; denn wir brauchen im Augenblick in unserer pastoralen Verkündigung sehr viel Kraft dafür, um die Folgen der vehement voranschreitenden Auflösung des sogenannten „Milieukatholizismus“ zu verarbeiten; also jener Sozialform von Kirche, die seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis vor etwa 35 Jahren noch wie eine feste Trutzburg mitten in der Moderne erschien, die weder durch eine Zeitströmung wie den Nationalsozialismus noch durch den Weltkrieg und die gesellschaftliche Neuordnung nach dem Krieg ernstlich in Gefahr geraten konnte, sondern eher noch gestärkt daraus hervorging. Diese feste Burg wird aber nun im Zuge des sog. Modernisierungsschubs unserer Gesellschaft und Kultur seit Ende der 60er Jahre erbarmungslos geschleift. Angesichts dieses viele Christen sehr verunsichernden Wandels der Kirchenerfahrung mit der Aussicht, in absehbarer Zeit zu einer kulturell marginalen Minderheit zu

⁴ A.a.O. 35.

werden, dünken mir die missionarischen Bemühungen unserer Kirche um neue Christen (ob jung oder alt, ob als Kleinstkinder getauft oder nicht, was ja sehr häufig für den gelebten Glauben keinen Unterschied mehr bedeutet), gar nicht so unterentwickelt zu sein. Ich denke etwa an die Versuche, das steinige Terrain der Firmkatechese oder des Religionsunterrichtes mit Geduld und Phantasie immer wieder neu zu beackern; Ähnliches gilt auch für die kirchliche Jugendarbeit, die Erwachsenenbildung, die neuen Initiativen der sog. „City-Pastoral“ oder der Medienarbeit. Das alles sind ja eindeutig Missionsfelder, in denen sehr viele Christen aktiv tätig sind, um getaufte oder ungetaufte Zeitgenossen zu nachhaltigem Christsein zu bewegen, oft leider mit geringem Erfolg.

Nun, das alles wird Bischof Wanke sicher nicht leugnen. Ich denke, er möchte mit seiner provozierenden Behauptung das Nachdenken darüber anstoßen, wie weit die tiefgreifende Veränderung gerade hinsichtlich der „Weitergabe des Glaubens“ an kommende Generationen oder generell an Nichtchristen schon ins allgemeine Bewusstsein der Gläubigen gedrungen ist oder ob wir nicht noch viel zu sehr am Alten hängen. Die französischen Bischöfe bringen diese Veränderung so auf den Punkt: „Vom Erbe zum Angebot“ (S. 29). Kinder, Jugendliche und Erwachsene wachsen eben nicht mehr in ein von Eltern, Großeltern und dem ganzen Milieu selbstverständlich übernommenes christliches Erbe hinein. Der Glaube wird heute generell für alle Alters- und Bildungsstufen als eine Sache der persönlichen Entscheidung und freien Aneignung verstanden.

Darum ringen die Kirchen Westeuropas auch seit langem – oft sicher ratlos, aber keineswegs heillos – mit der Frage: Wie sollen wir mit dieser veränderten, in etwa der vorkonstantinischen Ära des christlichen Glaubens vergleichbaren Situation der Verkündigung angemessen umgehen? Hier formuliert Bischof Wanke sein *Vision*: „Ich habe die Vision einer Kirche, die sich darauf einstellt, wieder neue Christen *willkommen* zu heißen.“⁵ Er spielt in seinen Ausführungen auf die wachsende Bedeutung und Zahl der Erwachsenentaufe und des Erwachsenenkatechumenates an, wo Menschen nach dem „Eingang“ fragen, der in die Kirche und in den Glauben hineinführt: „Es ist entscheidend, *wen* sie in diesem Eingangsbereich treffen. Es wird wichtiger werden als bisher, *wie* sie dort empfangen werden“ (ebd.). Hier setzt für ihn „Mission“ ein, nämlich *das* „Weitersagen, was für mich selbst geistlicher Lebensreichtum geworden ist“ und dies – im Sinn von „Evangelisierung“ – „auf die Quelle zurückführen, die diesen Reichtum immer neu speist; auf das Evangelium, letztlich auf Jesus Christus selbst und meine Lebensgemeinschaft mit ihm.“⁶

⁵ A.a.O. 36.

⁶ A.a.O. 37.

Die Wege, die nach Bischof Wanke für das Erstarken eines solchen missionarischen Glaubens- und Kirchenbewußtseins hier bei uns zu gehen sind, fasst er in drei Vorschlägen zusammen:

1. „Neu entdecken, dass der Glaubensweg in der Nachfolge Jesu freisetzt, das Leben reich macht“ (was v.a. im offenen Mitteilen persönlicher Lebens- und Glaubenserfahrungen geschehen kann).
2. „Häufiger, selbstverständlicher und mit ‚demütigem Selbstbewußtsein‘ von Gott zu anderen sprechen“ (also den Mut aufbringen, die heute kulturell verordnete Intimisierung und Tabuisierung der persönlichen religiösen Erfahrung zu durchbrechen).
3. „Die Vision des ‚Festes‘, zu dem Gott uns alle einladen will. Wir brauchen die Vision Jesu vom Gottesreich, das schon hier und jetzt mitten unter uns da ist“ (d.h. in unserer Pastoral durchgehend eine Kultur des freundlichen Einladens, Willkommenheißen und der Zuwendung entwickeln).

Ich finde diese Vorschläge von Bischof Joachim Wanke und seine zugrunde liegende Vision außerordentlich bedenkenswert und kann ihnen voll und ganz zustimmen. An sie anknüpfend möchte ich hier noch einige weitere Gesichtspunkte zum Thema „Missionarisch Kirche sein“ zur Sprache bringen.

II. Eine These zur theologischen und pastoralen Strategie eines missionarischen Umgangs mit der gegenwärtigen Glaubenssituation

Die Grundlage meiner These bietet ein zentraler Kirchenbegriff des II. Vatikanischen Konzils, in dem Kirche als das „universale Sakrament des Heils“ bezeichnet wird. Darin hat das Konzil sein Verständnis von missionarischem Kirchesein in eine ekklesiologische Kurzformel gebracht. Auf der Basis dieses Kirchenbegriffs möchte ich folgende These vertreten:

Realistisch und auch zukunftsfruchtig scheint mir jene Praxis einer Verkündigung des Glaubens zu sein, die in einem konstruktiven und zugleich kritischen Zusammenspiel von zwei pastoralen Grundimpulsen besteht, die heute in einer wachsenden Spannung zueinander stehen, die sich aber dennoch gegenseitig brauchen, und zwar um sowohl die Universalität des Heilswillens Gottes wie auch die Partikularität des von Gott gewählten Heilsmittels Kirche glaubwürdig darzustellen. Darin liegt die systematische Essenz des genannten konziliaren Kirchenbegriffs: Die unbegrenzte Weite des universalen Heilswillens Gottes und die greifbare Gestalt des Heilsmittels Kirche gleichermaßen theologisch zu gewichten und aneinander zu binden.

Darin hat auch missionarische Glaubensverkündigung ihren Grund: allen den Heilswillen Gottes zu vermitteln und dabei zugleich die Kirche, das Instrument des Heilswillens Gottes, aufzubauen.

Die französischen Bischöfe bezeichnen in ihrem Brief diese beiden Grundimpulse nach einer Formulierung von Madeleine Delbrêl als „Mission mit Breitenwirkung“ und „Mission der Dichte“.⁷ Unter den hier bei uns gegebenen kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen des Glaubens könnte man diese beiden Grundweisen kirchlicher Verkündigung vielleicht so beschreiben:

1. „Mission mit Breitenwirkung“

Die eine Stoßrichtung zielt darauf, dass der christliche Glaube und das darin wurzelnde christliche Ethos in vielfältiger und sehr gestufter Weise in unserer Kultur *präsent* bleibt; sicher längst nicht mehr so prägend wie in den vergangenen Epochen, in denen Verkündigung unter ganz anderen kulturellen Voraussetzungen geschah: wie etwa im Mittelalter, das unter der Signatur des Kultur und Kirche vereinigenden „*populus christianus*“ stand; oder wie in der Zeit zwischen Augsburger Religionsfrieden und Westfälischem Frieden, die dem Motto folgte „*Cuius regio, eius religio*“; oder wie in der Epoche nach dem Dreißigjährigen Krieg bis zur Säkularisierung, in der das Prinzip der unabänderlich festgeschriebenen, also auch durch einen Konfessionswechsel des Herrschers nicht mehr zu verändernden Religions- und Konfessionsgrenzen galt; oder schließlich wie in der Zeit vom 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, in der das Christentum sich weithin in der Gestalt von relativ homogenen konfessionellen, subkulturell gut etablierten sozialen Milieus darstellte. In der gegenwärtigen Kultur, die seit Ende der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts Glauben und Religion ganz in die freie Entscheidungsmacht der Einzelnen rückt und damit die rechtlich schon lang geltende Religionsfreiheit auch für die Individuen erst wirklich erfahrbar und realisierbar werden lässt, in einer solchen Kultur kann es einer „Mission mit Breitenwirkung“ zunächst v.a. nur darum gehen, dass die Stimme des christlichen Glaubens um des Wohles und der Würde der konkreten Menschen willen, gerade der Schwächeren und der Opfer bestimmter gesellschaftlicher Entwicklungen, in ihrer *humanisierenden* Kraft so wirksam wie möglich wahrgenommen wird. Dass also die christlichen Kirchen und ihre Botschaft nicht völlig zu kulturellen Fremdkörpern werden und dann sehr schnell im pluralistischen Selbstverständnis der modernen Kultur einfach in die Sparte exotisch-esoterischer, aber gesellschaftlich harmloser, weil belie-

⁷ *Den Glauben anbieten*, a.a.O. 83.

biger, religiöser und weltanschaulicher Bewegungen eingeordnet werden. Dieser erste Grundimpuls unserer Verkündigung zielt vielmehr darauf, dass die Kirchen als ernstzunehmende Gesprächspartner im öffentlichen Leben der Gesellschaft und im Leben der einzelnen Glieder geachtet bleiben. Die humanisierende Bedeutung einer solchen wechselseitigen Achtung zwischen Kirche und Kultur erleben wir im Augenblick sehr deutlich in vielen zentralen Fragen der Ethik, sei es in der Friedensfrage, in der Frage der wirtschaftlichen Globalisierung oder in der Frage der medizinischen Nutzung der Gentechnologie usw. Bei dieser Präsenz des christlichen Ethos in unserer Kultur kommt es nicht nur, vielleicht sogar nicht einmal vor allem auf die große Zahl von Menschen an, die voll und ganz dahinterstehen, sondern viel mehr noch auf den von uns gepflegten Stil einer kommunikativen Auseinandersetzung, auf die Qualität der Argumente und auf die Glaubwürdigkeit der Kirche, die sie vertritt, ob sie also dieses Ethos in ihrem eigenen institutionellen Rahmen realisiert. Als Beispiel sei nur die relativ kleine katholische Kirche in Schweden genannt, die dennoch durch ihre kompetente Mitsprache in sehr vielen kulturell bedeutsamen Fragen ein hohes Ansehen genießt.

Dieser bei uns in Deutschland zweifellos stark ausgeprägte pastorale Grundimpuls einer „Mission mit Breitenwirkung“ hat in den letzten Jahrzehnten deutlicher zu einer Sozialform von Kirche geführt, die religionssoziologisch unter dem Begriff „Kirche als religiöse Dienstleistungsgesellschaft“ gefaßt wird.⁸ Dieser uns nicht sehr genehm klingende Begriff umschreibt sehr präzise das kulturell heute dominante, auch von den etwa 15% aktiven und den etwa 85% inaktiven katholischen Christen geteilte Kirchenverständnis. D.h. die Kirche gewinnt ihren gesellschaftlich akzeptierten Sinn durch ihre „kulturelle Diakonie“, durch ihren Dienst an den Menschen dieser Kultur in den Bereichen religiöser, ethischer, diakonischer und pädagogischer Bedürfnisse.

Diese kulturell akzeptierte Sozialform von Kirche und ihre Weise missionarischer Verkündigung steht jedoch innerkirchlich unter einem wachsenden Legitimationsdruck, nicht nur im Bereich der Sakramentenpastoral, wo ihre Ambivalenz wohl am härtesten spürbar wird. Denn das Unbehagen an einem Christentum, das sein ureigenes Profil verliert, das sich mehr und mehr den allgemeinen Erwartungen an Religion anpasst, das sich kulturell vereinnahmen lässt und so allmählich mit allen möglichen religiösen und weltanschaulichen Vorstellungen einer „civil religion“ „verwechselbar“ wird, dieses Unbehagen wird stärker. Gerade die häufige kirchenamtliche Thematisierung des missionarischen Auftrages der Kirche und einer not-

⁸ Vgl. dazu M. Kehl, *Kirche als „Dienstleistungsorganisation“?*, in: *St.d.Z.* 126/2000, 389–400.

wendigen „Neuevangelisierung“ Europas hat durchaus auch ihren Grund in diesem verbreiteten Unbehagen. Ein solches Christentum scheint eben doch viel zu wenig missionarisch zu sein. Auch der Erfolg der (von Karl Barth und seinem Gegensatz zwischen Glaube und Religion inspirierten) Streitschrift des Theologen Thomas Ruster „Der verwechselbare Gott“⁹ ist z.T. sicher von daher zu erklären. Dieses Unbehagen ist durchaus verständlich; denn die Ambivalenz dieses kulturell dominierenden Bildes von Kirche und kirchlicher Glaubensverkündigung ist schlechterdings nicht zu leugnen. Sie besteht wohl v.a. darin, dass diese Form von Christ- und Kirchesein heute nicht nur als der Normalfall angesehen wird, sondern auch mehr oder weniger ausdrücklich von den meisten Christen mit einem *normativen Anspruch* versehen wird. Das heißt: So und nicht anders soll Kirche sein! Die *Folgen* dieser Umkehrung der Normierungsinstanz für Christ- und Kirchesein sind auf Dauer existenzgefährdend für die Kirche. Denn erstens gerät sie in ihrer ganzen Pastoral und Verkündigung tatsächlich immer mehr unter einen sogartigen *Anpassungsdruck* an das normale Verständnisniveau ihres kirchlichen Umfeldes: Das, was allgemein *plausibel* ist, droht zum obersten Maßstab dessen zu werden, was als christlicher Glaube und kirchliche Praxis akzeptiert wird, selbst schon in Kreisen derer, die aktiv in der Glaubensverkündigung tätig sind. So aber verliert diese zusehends an christlichem Profil.

Zweitens verhindert eine solche normativ behauptete Sicht der Kirche als „religiöse Dienstleistungsgesellschaft“ mehr und mehr, dass sich das *tragende Subjekt* kirchlichen Handelns angemessen regenerieren kann. Mit der Anpassung der inhaltlichen Glaubensverkündigung geht auch eine wachsende *personelle Ausdünnung* an solchen Christen einher, die den Glauben der Kirche integral teilen und aktiv ihr Leben, ihre Sendung mittragen.

Wie ist kirchlicherseits auf diese Ambivalenz zu reagieren? Meines Erachtens ist ihr auf Dauer wirksam nicht zu begegnen durch eine rein negative Beurteilung dieser Kirchenrealität und damit durch eine radikale theologische und praktische Absage an dieses Kirchenbild. Denn der Preis der so gesuchten *Eindeutigkeit* ist in der Regel eine schlichte *Vereinfachung*, die weder der komplexen geschichtlichen Situation des Glaubens in unserer westeuropäischen Kultur gerecht wird noch der Tradition der christlichen Glaubensverkündigung selbst; denn diese hat vom 2. Jahrhundert an, also längst vor Konstantin, die verstehbare *Vermittlung* von Vernunft und Glaube, von Natur und Gnade, von Philosophie und Theologie, von Schöpfung und Erlösung gesucht. Diese unaufhebbare Spannung ist der eigentliche theologische Kern der heutigen Diskussion um den zukünftigen Weg der

⁹ QD 181, Freiburg 2000; vgl. dazu die Besprechung von M. Bongardt, *Unverwechselbares Christsein?*, in: *HerKor* 55/2001, 316–319.

kirchlichen Verkündigung. Das II. Vatikanische Konzil und viele nachkonziliare Dokumente und theologischen Werke haben darum das Programm einer sachgerechten „Inkulturation“ des Glaubens immer wieder ausdrücklich bestätigt, eben weil es genuin christlich ist. Darum scheint eine zu pauschale und vereinfachende Kritik dieser Form von Kirche und Glaubensverkündigung auf Dauer nicht sehr hilfreich zu sein.

2. „Mission der Dichte“

Stattdessen möchte ich jetzt den zweiten Grundimpuls kirchlich-missionarischer Verkündigung ins Spiel bringen, den die französischen Bischöfe als „Mission der Dichte“ (bzw. der Intensität) bezeichnen. Meine These läuft darauf hinaus, den eben skizzierten ersten Grundimpuls viel stärker und bewusster als bisher an diesen zweiten Grundimpuls *rückzubinden*. In unsere Glaubenssituation übersetzt könnte das heißen: Die Kirche und die kirchliche Verkündigung in all ihren Spielarten bedarf um ihrer gefährdeten Identität, um ihrer klarer erkennbaren Besonderheit willen deutlich mehr, als uns in den letzten 30 Jahren noch bewusst war, jener Form von Glaubensverkündigung und Glaubensleben, wie sie in dem seit einigen Jahren wachsenden „Netzwerk“ oder Gefüge verschiedenster von mir so bezeichneter „Glaubensmilieus“ gepflegt wird. Die deutschen Bischöfe sprechen in ihrem Rundschreiben auch von „Biotopen des Glaubens“ (25). Gemeint sind solche Gruppen, Gemeinden, Gemeinschaften, geistliche Bewegungen, Initiativen (wie z.B. „Exerzitien im Alltag“ oder Wallfahrten), Gesprächskreise, geistliche Zentren u.ä., die innerhalb oder neben unseren normalen Pfarreien und Verbänden versuchen, den Glauben ausdrücklich zum Thema zu machen (nicht nur intellektuell, sondern primär existentiell), ihn also mit der eigenen Lebensgeschichte zu vermitteln, sich ihn persönlich und gemeinsam in seiner integralen Gestalt anzueignen, in ihm miteinander und aneinander zu wachsen, sich darüber auszutauschen, ihn auch ausdrücklich an andere weiterzuvermitteln – durch das Zeugnis des Glaubens und des Wortes. Diese „Glaubensmilieus“ bilden allmählich eine auch öffentlich *erkennbare Sozialform* von Kirche, die zur dominierenden Sozialform der Kirche als „religiöser Dienstleistungsgesellschaft“ keine prinzipielle Alternative, wohl aber ein wirksames *Gegengewicht* entwickeln kann und muss, um so deren Ambivalenzen in etwa aufzufangen und abzumildern. Hier wächst etwas heran, was ich als kirchliche „*Eigenkultur*“ bezeichnen möchte, die sich nicht als „Gegenkultur“ zur Moderne verstehen darf, sondern aus der Mitte des christlichen Glaubens und seiner Tradition heraus in eine konstruktiv-kritische Kommunikation mit der Moderne und auch dem modernen Kirchenbild treten muss.

Aber weil auf dieser Erde außer unserem Herrn und seiner Mutter nichts von dem Verhängnis der Erbsünde verschont bleibt, ist auch diese hoffnungsvolle Form von Kirche-Sein, in der der missionarische Charakter des Glaubens viel ausdrücklicher in Erscheinung tritt und die darum heute auch kirchenamtlich sehr gefördert wird, nicht von gefährdenden Ambivalenzen frei. Als Stichworte seien nur kurz genannt: elitäres Gruppenbewusstsein, theologische Engführungen, integralistische oder gar fundamentalistische Tendenzen, Kulturpessimismus, Nischenkultur u.a. Darum meine These: Beide Grundimpulse einer missionarischen Verkündigung, die den christlichen Glauben sowohl in die Tiefe als auch in die Weite vermitteln wollen, brauchen einander. Gerade im kritisch-konstruktiven Zusammenwirken beider Stoßrichtungen steckt ein beachtliches Potential an missionarischem Bewusstsein, eben an dem Willen, in unserer Kultur das Evangelium glaubwürdig und verstehbar als Weg zu einem erfüllten Leben zu Gehör zu bringen. Die Kunst heutiger Glaubensverkündigung besteht zum großen Teil wohl im Suchen und Ausprobieren von Wegen, diese beiden Impulse missionarischer Glaubensvermittlung stärker aufeinander zuzubewegen und sie nicht als *Konkurrenten*, sondern als *Korrektive* zu verstehen.

Dazu möchte ich im dritten Teil noch einige konkrete Anregungen geben.

III. Anregungen zur Vermittlung der zwei genannten Grundimpulse unserer Verkündigung

1. Die Aufwertung des zweiten Grundimpulses in der Pastoral und in der geistlichen Praxis der Verkündiger selbst

Ich sehe die Möglichkeit einer solchen Aufwertung in zwei Richtungen: zunächst einmal darin, daß in unserem pastoralen Alltag die eminent *strukturelle* Bedeutung solcher „Glaubensmilieus“ überhaupt wahrgenommen wird und darum in ihrem Entstehen und Wachsen von den hauptamtlichen und ehrenamtlichen Verkündigern tatkräftig unterstützt werden. Sie sind eben keine bloß zusätzliche pastorale Aktivität oder ein frommes Grüppchen neben anderen, sondern auf längere Sicht ein unverzichtbares Strukturelement von Glauben und Kirche in der Moderne, das unsere spirituelle und diakonische Identität sichern hilft. Ohne diese spirituelle und strukturelle Rückbindung droht unsere „kulturelle Diakonie“ zu einem geist-losen Pastoralbetrieb zu verkommen.

Genauso wichtig scheint mir aber auch ein zweiter Akzent zu sein, nämlich dass alle, die in unseren Gemeinden und Gemeinschaften in irgendeiner Weise an der Weitergabe des Glaubens beteiligt sind, in ihrer Verkündigung

aus einer eigenen, regelmäßigen *Erfahrung* der Teilnahme an solchen Gruppen und Initiativen schöpfen können. Das Beheimatetsein in einer Gruppe oder Gemeinschaft, in der man ohne Scheu über sich selbst und seinen Glauben sprechen kann, ist (zusammen mit dem betrachtenden Gebet) eine gute Schule, um unsere Verkündigung davor zu bewahren, auf Dauer im Formelhaften steckenzubleiben. Unsere Verkündigung mag sprachlich noch so geachtet, kunstvoll und differenziert sein; aber wenn wir es nicht gelernt haben und immer wieder neu einüben, uns selbst und unseren eigenen Glauben in seinen befreienden, aber auch seinen dunklen Seiten ins Gebet vor Gott und ins Wort zum Nächsten zu bringen (unaufdringlich und diskret), dann lässt unser Wort das Herz der Zuhörer kalt. Die „*Zustimmung des Herzens*“ zum Glauben, die nach „*Evangelii nuntiandi*“ und nach dem Bischofswort „*Zeit zur Aussaat*“ entscheidend für die missionarische Verkündigung ist (S. 23ff.), müssen die Menschen erst einmal bei uns spüren können, ehe sie selbst dafür geöffnet werden.

2. Zugleich die Chance der „*kulturellen Diakonie*“ ernstnehmen

Trotz der vielen herben Enttäuschungen, die wir mit einer „*kulturchristlichen*“ Einstellung gegenüber Kirche und Glauben machen, erstaunt und erfreut es mich immer wieder, welch großes Vertrauen viele Menschen in verschiedenste Kompetenzen der Kirche setzen, die für ihr Leben einen benennbaren Wert besitzen. Ich denke da z.B. an die Kompetenz der Kirche in dem sehr weit gespannten *pädagogischen* Bereich, der also u.a. Krabbelgruppen, Kindergärten, Schulen, pfarrliche oder verbandliche oder offene Kinder- und Jugendarbeit umfaßt. Pädagogik gilt als eine ausgesprochene Stärke der Kirche, weil sie hier einen gut begleiteten, sinn- und wertorientierten und doch offenen Raum für die persönliche Entfaltung junger Menschen und für ihr Hineinwachsen in eine Gemeinschaft anbietet. Ebenso genießt auch der *Religionsunterricht* (im Unterschied zu früheren Jahren) bei vielen Schülerinnen und Schülern (zumal in höheren Klassen) ein relativ hohes Ansehen, weil er eben den Horizont über fachspezifische Themen hinaus auf zentrale Fragen des Humanen öffnet. Auch die *mystagogische* und *hermeneutische* Begleitung der Menschen an den sogenannten „*Lebenswenden*“ bietet bei aller Problematik der damit verbundenen Sakramentspendung doch die Chance, angesichts der nicht völlig zu verdrängenden Endlichkeit und Gefährdetheit des Daseins den Raum der Transzendenz, des „*heiligen Geheimnisses*“ als einer dem Menschen wohlgesonnenen, sie schützenden und segnenden Macht offenzuhalten. Zumal in dem weit verzweigten Bereich der *Diakonie* gilt die Kirche heute für viele als besonderer Garant für Menschlichkeit, und zwar in dem Sinn, dass hier noch etwas

mehr als sonst Uneigennützigkeit, Verlässlichkeit, Interesse am anderen um seiner selbst willen u.ä. erwartet werden darf. Schließlich das immer häufiger gesuchte *seelsorgliche Gespräch*, die Hilfe in persönlichen Krisensituationen wird als eine besondere Kompetenz der Kirche geschätzt usw.

Das alles sind Chancen und Brücken, über die sicher nicht mehr die große Menge, aber doch einige den Weg zum Glauben finden können. Voraussetzung dafür ist aber, dass wir in diesen uns zugetrauten Kompetenzen auf „*konsequente Qualitätssicherung*“ achten (so der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz H. Langendörfer SJ). Denn nach ihm sind „schlampige Seelsorge, flacher Religionsunterricht, mittelmäßige Caritasarbeit und intellektuelle Anspruchslosigkeit in der geistigen Auseinandersetzung für die Kirche sehr abträglich“¹⁰. Wir müssen hier ganz entschieden der Versuchung zum „Hudeln“ widerstehen, auch wenn nach unserem Eindruck bei dieser Arbeit oft sehr wenig unmittelbar für das aktive Gemeindeleben herausspringt. Einen Qualitätsverlust in diesem weiten Feld kulturell gesuchter kirchlicher Kompetenzen merken die Menschen, gerade auch die „treuen Kirchenfernen“, sehr schnell, und er verletzt sie, weil sie sich dann mit Recht nicht ernstgenommen fühlen. Für den einzelnen Seelsorger und ein Seelsorgeteam bedeutet dies, lieber weniger pastorale Aufgaben anzupacken und diese wirklich gut zu erfüllen, als sich zu viel zuzumuten und dafür den Preis eines spürbaren Qualitätsverlustes zu zahlen. Das macht einen auf Dauer selbst und die anderen unzufrieden.

3. Mission und Absichtslosigkeit

Für die Gratwanderung zwischen „Mission mit Breitenwirkung“ und „Mission der Dichte“ dürfte *eine* Tugend wohl inzwischen zur wichtigsten pastoralen Grundeinstellung werden, nämlich die „Absichtslosigkeit“ oder Gelassenheit, die etwas von dem „liebenden Umsonst“ (der „*gratuité*“) der Zuwendung Gottes zu den Menschen widerspiegelt. Es ist nur ein anderes Wort für die Vision von Bischof Wanke, Menschen bei uns „willkommen“ zu heißen. Auf nichts reagieren die Menschen im Kontakt mit der Kirche (und auch anderen Institutionen) so allergisch wie auf den Eindruck, wir wollten sie für uns „gewinnen“, sie kirchlich „erfassen“ oder vereinnahmen.

Diese Empfindlichkeit kann uns schon in ein echtes Dilemma bringen. Denn bei aller Diakonie an den Menschen um ihrer selbst willen, um ihnen bei ihrer Suche nach gelingendem Leben zu helfen, sind wir doch als Gläubende zugleich davon erfüllt, sie vom Wert des Glaubens für ein solches gelingendes humanes Leben zu überzeugen. Wir wollen den Funken des Glau-

¹⁰ Zit. im Leitartikel von U. Ruh, in: *HerKorr* 55/2001, 165.

bens in ihnen entzünden und sie dazu bringen, tiefer in die Gemeinschaft der Glaubenden hineinzuwachsen. Aber genau diesen Schritt wollen die meisten, die unsere Dienste gern in Anspruch nehmen, nicht mehr mitgehen. Sie sind eher froh, wenn wir ihnen mit der Frage nach der eigenen Glaubensüberzeugung nicht zu nahe kommen. Das müssen wir respektieren.

Wie gehen wir mit dieser uns sicher oft sehr enttäuschenden Erfahrung gut um? Ich habe für mich da eine Unterscheidung gewonnen, die mir hilft, in solchen Fällen die Absichtslosigkeit zu bewahren, nämlich die Unterscheidung zwischen direkter Intention (*intentio directa*) und umgreifender Hoffnung unserer Verkündigung. Diese Unterscheidung klingt ein wenig scholastisch, erweist sich aber in der Praxis als recht brauchbar. Die direkte Intention unserer Pastoral gegenüber denen, die eindeutig auch weiterhin „Kirchenferne“ bleiben wollen, kann es ja nicht sein, sie mit allen Mitteln zu einer aktiven Kirchengliedschaft zu gewinnen; sie zielt eher darauf, ihnen im Maß ihrer Offenheit und Bereitschaft durch unser ganzes Verhalten etwas von der unbedingten Sympathie Gottes für sie zu vermitteln. Diese unmittelbare Handlungsintention lebt aber zugleich im Bewusstsein der Hoffnung, dass die Menschen durch unser Zeugnis auch einen Zugang zum ausdrücklichen Glauben und zur Teilnahme am kirchlichen Leben finden können; aber diese Hoffnung schiebt sich nicht so in den Vordergrund, dass sie sich an die Stelle der direkten Intention setzt.

Es gibt auch ein gutes Kriterium, ob diese Unterscheidung real oder nur fiktiv ist: Ob wir nämlich bereit sind, unser Interesse und unsere Zuwendung den anderen auch dann weiter zu schenken (falls sie es suchen), wenn sie den Weg zum ausdrücklichen Glauben und zur Kirche überhaupt nicht oder nach einer gewissen Zeit nicht mehr mitgehen wollen. Das zu akzeptieren ist nicht so einfach, gerade wenn wir auf jemanden große Hoffnung gesetzt haben, die dann enttäuscht wird. Aber wenn das Herzstück unseres Glaubens und unserer Verkündigung die Botschaft von dem „liebenden Umsonst“ der Zuwendung Gottes zu uns ist, dann müssen wir selbst uns immer wieder zu dieser „liebenden Absichtslosigkeit“ bekehren lassen und unsere Botschaft durch ein entsprechendes Verhalten glaubwürdig machen.

Ich möchte mit einem kleinen Text von Albert Schweitzer, diesem berühmten evangelischen Theologen und Arzt von Lambarene, schließen, den ich neulich (leider ohne Quellenangabe) irgendwo gefunden habe, und den ich seitdem in mein Stundenbuch gelegt habe:

„Niemand wird alt, weil er eine Anzahl Jahre hinter sich gebracht hat.
Man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl sagt.
Mit den Jahren runzelt die Haut,
mit dem Verzicht auf Begeisterung aber
runzelt die Seele.
Sorgen, Zweifel, Mangel an Selbstvertrauen,
Angst und Hoffnungslosigkeit,
das sind die langen, langen Jahre,
die das Haupt zur Erde ziehen
und den aufrechten Geist in den Staub beugen.

Du bist so jung wie deine Zuversicht,
so alt wie deine Zweifel,
so jung wie deine Hoffnung,
so alt wie deine Verzagtheit.
Solange die Botschaft der Schönheit,
Freude, Kühnheit, Größe, Macht
von der Erde, den Menschen und dem Unendlichen
dein Herz erreichen,
solange bist du jung.
Erst wenn die Flügel nach unten hängen
und das Innere deines Herzens
vom Schnee des Pessimismus
und vom Eis des Zynismus
bedeckt sind, dann erst bist du wahrhaft alt geworden.“